

Mölln: Das Entsetzen bleibt

Heute vor 30 Jahren starben bei Brandanschlägen drei Menschen – Das jüngste Opfer war zehn Jahre alt

MÖLLN. Es war eine Nacht, die das Leben vieler Menschen in Mölln auf einen Schlag veränderte: Heute vor genau 30 Jahren warfen zwei Skinheads kurz nach Mitternacht Molotow-Cocktails in zwei Häuser, in denen türkische Familien wohnten. Die 51-jährige Bahide Arslan, ihre Enkelin Yeliz (zehn) und ihre Nichte Ayse (14) starben. Neun weitere Menschen wurden zum Teil schwer verletzt. Die Täter, zu mehrjährigen Freiheitsstrafen verurteilt, sind inzwischen beide wieder auf freiem Fuß.

Ibrahim Arslan (37) ist einer der Überlebenden – seine Großmutter Bahide hüllte den damals Siebenjährigen in nasse Decken. Sie selbst starb an einer Rauchvergiftung. Arslan verlor auch seine Schwester und seine Cousine bei dem Anschlag. Er engagiert sich seit Jahren als Aktivist gegen rechte Gewalt und spricht bundesweit in Schulen und auf Konferenzen.

Die Anschläge waren Teil einer Serie von Angriffen gegen Zuwanderer Anfang der 1990er Jahre: Attacken gegen ein Ausländerwohnheim im sächsischen Hoyerswerda im September 1991 und das Asylaufnahmehaus in Rostock-Lichtenhagen im August 1992, der Brandanschlag auf das Haus der türkischen Familie Genç im nordrhein-westfälischen Solingen mit fünf Toten im Mai 1993.

In Mölln war das Entsetzen in der Bevölkerung nach dem Anschlag groß. Die zwölf betroffenen Familien waren bekannt, lebten bereits seit 20 Jahren in der Stadt. Noch am Abend des Anschlagstages versammelten sich 6500 Einwohner zu einem spontanen Schweigemarsch. Fünf Tage später gingen mehr als 12 000 Menschen auf die Straße.



Einsatzkräfte der Feuerwehr und Polizei sichern am Morgen das nach dem rechtsextremistischen Brandanschlag völlig ausgebrannte Haus in der Mühlenstraße. Die Brandanschläge von Mölln erschütterten die Menschen weltweit.

FOTOS: ROLF RICK/DANIEL BOCKWOLDT

Menschen in ganz Deutschland schickten Kondolenzschreiben an die betroffenen Familien. Allein das Deutsche Rote Kreuz Mölln und das Städtische Krankenhaus sammelten über 270 000 D-Mark für die Betroffenen.

Kurz nach dem Anschlag gründete sich in Mölln der Verein „Miteinander leben“,

der bis heute mit Ausstellungen und Vorträgen in Schulen über Rassismus aufklärt. „Die kriminelle Energie, die hinter dieser rassistischen Tat steckt, hat uns sehr erschreckt“, sagt Vereinsmitglied Antje Buchholz. Sie habe einen dunkelhäutigen Schwager, die Brandanschläge hätten sie persönlich angefasst.

Anfang September 2022 wurde Mölln erneut mit kriminellem Rassismus gegen die türkische Gemeinde konfrontiert. Im Eingangsfloor der Moschee „Fatih Sultan Camii“, in der auch eine Familie wohnt, steckten bislang Unbekannte eine Magnetwand mit Flyern in Brand. Verletzt wurde niemand, die Polizei ermittelt.

Für Cebel Küçükcaraca von der Türkischen Gemeinde Schleswig-Holstein ist es wichtig, mit demokratischen Mitteln Fremdenhass entgegenzuwirken. Die jährlichen Gedenkfeiern etwa würden helfen, deutlich zu machen: „Mit Rassismus wollen wir nicht leben.“

Aus Anlass des Jahresta-

ges wird heute um 17 Uhr ein interreligiöser Gottesdienst in der Nicolai-Kirche zu Mölln ausgerichtet. Auch in Schleswig-Holsteins Landtag wird die Erinnerung wachgehalten: Zum Auftakt der Plenartagung wollen Vertreter aller Fraktionen der Opfer und ihrer Angehörigen gedenken.



Bahide Arslan starb im Alter von 51 Jahren.



Ihre Enkelin Yeliz Arslan wurde nur zehn Jahre alt.



Nichte Ayse Yilmaz starb mit 14 Jahren im Feuer.

SPD-Landeschefin Serpil Midyatli erzählt im Interview, warum sie sich mit den türkischen Opferfamilien so stark identifizierte

KIEL. An die Tage im November 1992 kann sich Serpil Midyatli (47) noch gut erinnern. Im Interview erzählt Schleswig-Holsteins SPD-Landeschefin, warum ihr die Berichte aus Mölln noch heute nahe gehen.

Frau Midyatli, wo waren Sie im November 1992, als Sie von den Möllner Brandanschlägen erfuhr?

Serpil Midyatli: Wir wohnten damals noch in Mettenhof, ich war 17 Jahre alt und ging zur Schule. Gefühlt haben wirklich alle davon gesprochen. Von den Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen im August 1992 hatte ich natürlich auch mitbekommen, aber das war in Mecklenburg-Vorpommern. Dass die Brandanschläge plötzlich in Schleswig-Holstein stattfanden, dass so etwas hier passieren kann, hat mich echt schockiert. Das ist doch meine Heimat!

Opfer waren zwei türkische Familien. Wie stark haben Sie sich mit ihnen identifiziert?
Sehr, sehr stark. Das Haus

„Auch Kiel fühlte sich nicht mehr so sicher an“

wurde damals in Brand gesteckt, weil darin Gastarbeiterfamilien lebten. Wenn man in Deutschland als Gastarbeiterkind groß wird, ist der Bezug sofort vorhanden.

Sie hatten also das Gefühl, dass es auch Sie hätte treffen können?

Ja, diese Sorge war groß, auch innerhalb der türkischen Community – vor allem, weil es in Schleswig-Holstein passiert war.

Wie hat das Ihr Lebensgefühl verändert?

Kiel hat sich in diesem Moment nicht mehr so sicher angefühlt. Es war nicht so, als wäre dieser Anschlag aus dem Nichts heraus gekommen. Mit dem Ausdruck „Kümmeltürken“ sind wir doch aufgewachsen. Dieser Brandanschlag, der Mord an drei Menschen, war der perfide Höhepunkt einer aufgeheizten gesellschaftlichen Entwicklung. Damals nannte man uns nicht einmal „Menschen mit Migrationsgeschichte“, sondern man war die Ausländerin, man war die Gastarbeiterfamilie. Diese Jahre wurden nicht umsonst Baseballschläger-Jahre genannt.

Wie meinen Sie das?

Man wurde auch in Kiel wirklich mit Baseballschlägern ge-



Serpil Midyatli, Vorsitzende der SPD Schleswig-Holstein, im Interview mit Christian Hiersemenzel zum 30. Jahrestag der ausländerfeindlichen Anschläge von Mölln.

ULF DAHL

„Dass so etwas hier passieren kann, hat mich echt schockiert. Das ist doch meine Heimat!“

jagt. Ich weiß von einem solchen Vorfall aus meinem Umfeld: Vier Jungs waren auf dem Heimweg nach Mettenhof. Man guckte damals immer, wer noch mit einem im Bus saß, das war ein Reflex, das habe ich auch immer so gemacht. Da waren Neonazis im Bus, die nicht ausstiegen. Die vier Jungs haben sich daraufhin besprochen, weil ih-

nen mulmig war: Sie begaben sich zur Tür und teilten sich sofort auf, als sie merkten, dass die Nazis hinter ihnen her waren. Zum Glück waren sie schneller, ihnen ist nichts passiert.

Haben Sie auch solche Erlebnisse?

Ja, auch im Bus auf dem Weg nach Hause: Ich war damals 16, plötzlich war Lärm, ich saß hinten. Eine schwarze Frau mit Kinderwagen hatte aussteigen wollen und Männer gebeten, ihr zu helfen. Das waren aber Neonazis, und die fingen sofort an, sie lautstark zu bepöbeln. Da bin ich hinge-

gangen und habe denen gesagt, eure Hilfe hat die Frau gar nicht nötig, mach' mal Platz hier. Die Frau hat sich bedankt. Aber im Bus hat von den anderen Fahrgästen keiner etwas gesagt, auch der Fahrer nicht – das fand ich irgendwie typisch für die Mehrheitsgesellschaft. Ich dachte allerdings auch: Na, toll: Ich sitze jetzt weiter hier im Bus mit den Nazis. Zum Glück sind die zwei Stationen vor mir ausgestiegen.

Hat Ihre Familie über das Thema Diskriminierung gesprochen?

Na, klar. Das ist der Grund, warum sich mein Vater irgendwann als Bauunternehmer selbstständig gemacht hat. Irgendwann fing sein Chef an, ihn schlecht zu behandeln, obwohl er so viel gearbeitet hat. Aber auf diese Weise haben sich Lebenswege geändert. Wir Kinder sind sozusagen auf der Baustelle großgeworden. Fanden wir cool.

Sie sind kurz nach dem Möllner Anschlag nach Kiel-Gaarden gezogen, wo 1997 ein Platz nach der 51-jährigen Bahide Arslan benannt wurde.

Die Initiative ging damals vom Ortsbeirat und dessen Vorsitzenden Bruno Levtzow aus. Ich fand es eine sehr starke

Geste, dass man die Opfer in den Mittelpunkt stellte – an einem Ort in Kiel, wo viele Gastarbeiter leben. Ich laufe da oft entlang: Es ist ein Erinnern, der Name lebt weiter. Für die Familien ist das wichtig. Und für mich auch.

Sie sind Landeschefin einer Volkspartei. Was muss sich ändern, damit es zu mehr Alltagskontakten zwischen Menschen mit Migrationsgeschichte und Deutschen kommt?

Persönlicher Kontakt ist sehr wichtig. Es macht einen Unterschied, ob man nur über die Menschen spricht oder mit ihnen auf der Arbeit und privat zusammenkommt. Wenn man die Menschen kennt, lässt man Vorurteilen weniger Raum.

Sehen Sie da Nachholbedarf?

Es gibt Bereiche, wo wir diverser werden müssen, unter anderem auch in der öffentlichen Verwaltung – und das lässt sich politisch durchaus beeinflussen: Es reicht nicht, wenn nur die Ausländerbehörden mit Menschen mit Migrationsgeschichte besetzt werden, sondern das müsste auch für das Standesamt in Kiel gelten, das Umwelt- und das Bildungsministerium. Wir brauchen eine andere Sichtbarkeit.

Interview: Christian Hiersemenzel